

Zum Schwerpunkt

*meine literatur wird heiss werden müssen wie
eine explosion wie in einem rauchpilz wird das
sein. wie napalm.*¹

Kulturen und Gesellschaften gruppieren sich gerne um Pseudo-Tabus, um öffentlich inszenierte Geheimnisse, über die angeblich nicht gesprochen werden darf, auf die aber gerade deshalb ein großer Teil der Handlungen, Praktiken, Zeichen, Rituale, Erziehungsmaßnahmen und Frivolitäten der jeweiligen Kultur verweisen. Gemeinschaft entsteht auch dadurch, dass viele Menschen in Sprache, Kunst und Kultus verschlüsselt (aber für alle erkennbar und in diesem Verbergenspiel offen und gemeinsam) das vollziehen, womit angeblich keiner von ihnen zu tun hat. Bezogen auf das mittlerweile längst historische Pseudo-Tabu der Sexualität hat Sigmund Freud dafür den Ausdruck des „Unbewussten“ geprägt, dessen rasche Karriere zeigt, dass das, was da „aufgedeckt“ worden ist, so verborgen und „unbewusst“ nicht gewesen sein kann. Das immer schon Vorhandene wurde von Freud allerdings so direkt formuliert, dass die jahrhundertlang **offen** praktizierten Verschlüsselungs- und Umschreibungsstrategien hinfällig wurden – und mit ihnen der einst kulturprägende Umgang mit Doppeldeutigkeit, Anspielung, Verhüllung und reizvoll flüsternder Verlockung.

Ein vergleichbares Pseudo-Tabu nunmehr unserer Zeit bilden Gewalt, Aggression und Aggressivität. Staatliche Verfassungen und gesellschaftliche Normen nicht nur innerhalb der EU sind seit Kriegsende ausgerichtet am Ideal einer friedlich aufgeklärten Gesellschaft vernünftig miteinander über das von allen

¹ JELINEK, ELFRIEDE (1970): [Statement]. In: MATTHAEI, RENATE (ed.): *Grenzverschiebung. Neue Tendenzen in der deutschen Literatur der 60er Jahre*. Köln, 215.

Zum Schwerpunkt

einsehbar Richtige verhandelnder Individuen; gegenläufiges („irrationales“) Verhalten ist verpönt und wird mit Ausschluss bestraft. Aber sind wir immer konsequent? Wird die Gewalt immer nach demselben Maß gemessen? Manchmal werden einige aggressive Verhaltensweisen, besondere Formen der Gewalt oder Ausdrucksformen der Aggressivität geduldet oder sogar gerechtfertigt, wenn sie unter bestimmten Umständen vorkommen. Unsere Reaktion auf die Aggression ist ziemlich zwiespältig, einerseits werden aggressives Verhalten, negative Emotionen verpönt, in vielen Fällen sogar (gesetzlich oder sozial) verboten, andererseits lässt sich ein gewisses Interesse, manchmal sogar eine Bewunderung beobachten. Deswegen herrscht auch in unserer Zeit eine „Doppelmentalität“: Anstatt die angestrebte Friedlichkeit zu pflegen und in Form der Frage etwa „Wie können wir noch friedlicher miteinander umgehen?“ in den Mittelpunkt gesellschaftlicher Selbstthematization zu stellen, wird ausgerechnet die auszuschließende Gewalt zu einem in Medien, Künsten und öffentlichem Bewusstsein dominanten kulturellen Zentralthema, das (ähnlich wie vor hundert Jahren die Sexualität) dadurch prägt, dass sie stets gegenwärtig ist als das, was vordergründig auszuschließen ist, faktisch aber schon in den Ausschlussmechanismen selbst eine seiner Verwirklichungsformen findet. So fließt ein erheblicher Teil gesamtgesellschaftlicher Anstrengung in Strategien der Aggressionsbekämpfung, die ihrerseits durchaus aggressiv sein können und dafür sorgen, dass die angeblich verpönte Gewalt in Medien, Öffentlichkeit und Bewusstsein stets anwesend bleibt – man denke nur an jene Plakataktionen, die häusliche Gewalt an jeder Straßenecke, Bushaltestelle und öffentlichen Einrichtung als eine allgegenwärtige Bedrohung darstellen, statt mit Bildern eines gewaltfrei glücklichen Familienlebens für ein solches zu werben. Die Gewalt erscheint als mit allen Mitteln zu ändernder „Normalfall“, von dem die meisten nur zum Glück selbst individuell nicht betroffen sind. Die vergleichsweise sehr hohe Friedlichkeit in den heutigen EU-Staaten insgesamt wird (auch mit Blick auf die traumatischen Erfahrungen der Weltkriege, Diktaturen und der NS-Verbrechen) inszeniert als eine nicht selbstverständliche Ausnahmeerscheinung insulären Charakters, die dem stets aus dem „Außerhalb“ drohenden scheinbaren Normalfall Gewalt entgegengesetzt wird (wie im 19. Jhd. „Sittlichkeit“ und „Reinheit“ der diesen Begriffen zugleich komplementären und inhärenten Vorstellung alles verschlingender Orgien und „Sünde“). Überall herrscht Gewalt, nur HIER soll sie nicht sein, bei UNS, in MIR – so die dadurch entstehende Matrix.

Viele Konsumenten sind bereit, für dieses empfindungsformende Konzept viel Geld auszugeben. Man braucht nur Bestsellerlisten und Kinoprogramme anzusehen oder durch die DVD- und Computerspiel-Abteilung eines beliebigen

Zum Schwerpunkt

gen Elektronik-Marktes zu gehen: „Horror“ prägt wesentliche Teile des Angebots, exzessive physische Gewalt scheint zu den begehrtesten virtuellen Erlebnissen in der globalisierten Medien-Einheits-Welt zu gehören. Auffällig daran ist, dass die Gewalt dabei zumeist aus dem unkultivierten „Außerhalb“ der Gesellschaft kommt, sei es aus dem Reich von Geistern und Monstern (an das doch real niemand mehr wirklich glaubt), sei es aus vorgeschichtlicher Zeit oder zumindest einer nicht mehr zur „eigenen“ Kultur hinzugerechneten Vor-Zeit (wie der NS-Ära), von anderen Sternen, von gegen die Rechtsordnung gerichteten Verschwörungskartellen außerhalb der „normalen“ Gesellschaft oder – wieder einmal – aus dem „Unbewussten“ und dem Triebleben nicht genügend sozialisierter Außenseiter. Gewalt wird eifrig rezipiert, und soll doch nicht von HIER sein. Eine solche Welt „außerhalb“ unserer realen Welt schaffen wir auch im Internet. In der realen Welt werden spezifische soziale Normen geschaffen, die einen enormen Einfluss auf unser Handeln, auch auf den (verbalen und nonverbalen) Ausdruck unserer Emotionen ausüben. Im virtuellen Raum scheinen sie oft ungültig zu sein. Auch aus diesem Grunde nimmt die Aggression (z.B. Cyberbullying) im Netz eine immer größere Dimension an, und man gewöhnt sich dort langsam an sie, eine Gewalt ohne Barrieren der realen Welt (Altersunterschied, sozialer Status, Ausbildung usw. spielen scheinbar keine Rolle). Eine in der realen Welt selten wahrzunehmende Möglichkeit, eine neue Persönlichkeit anzunehmen und sich so darzustellen, wie man gerne werden möchte, fasziniert viele. Die scheinbare Anonymität im Internet verführt dazu, solche Verhaltensweisen auszuleben, die man nicht wagt, im „realen Leben“ zu praktizieren. Noch ein weiterer Faktor macht dort die Ausübung der Gewalt viel einfacher: Einerseits ist man im Internet schneller zu etwas bereit als in einem persönlichen Kontakt, andererseits ist der Kontakt nicht direkt. Es fällt einem leichter, sich gegenüber einer Person grausam zu verhalten, deren Gesicht man nicht sehen kann, denn man sieht auch die Folgen ihr zugefügter Schäden nicht.

Dem entspricht der Umgang der Medien mit jenen von Gewalt gezeichneten Ereignissen, die sich mit Prävention, Medikamenten und Therapiesitzungen nicht mehr verhindern lassen. Amokläufe, Terroranschläge, (statistisch seltene) Überfälle in U-Bahnen und anderswo stattfindende Bürgerkriege (man denke an Ruanda oder das ehemalige Jugoslawien) werden mit hoher Auflage und Einschaltquote möglichst lebensnah und „live“ übermittelt und zugleich als unvorhersehbare „Ausbrüche“ und „Eruptionen“ von etwas Unerklärlichem (im Sinne wohl auch von etwas „Irrationalem“) apostrophiert – und damit Naturgewalten gleichgesetzt, die von **außerhalb** der Kultur zerstörend in diese eindringen. Anders als in Krzysztof Kieślowskis be-

Zum Schwerpunkt

stürzendem *Krótki film o zabijaniu* („Ein kurzer Film über das Töten“, 1988) zwingt dies alles nicht zur Reflexion über Erscheinungsformen von Gewalt und Aggressivität in der eigenen Gesellschaft, vielleicht sogar im eigenen Ich, sondern fördert verdecktes und in ein angeblich „Anderes“ verschobenes Erleben imaginativ erlittener oder in der Vorstellung gar selbst ausgeübter Gewalt. Analog zum nur scheinbar verdrängenden Umgang mit Sexualität im 19. Jhd. gilt dabei auch hier: Die Faszinationskraft der Gewaltdarstellung wird nicht beeinträchtigt durch ihre Einbettung in Argumente, die vordergründig ablehnen, was sie zugleich exzessiv zeigen. Doch worin besteht die Funktion solcher Darstellungen? Helfen sie, real Erfahrenes durch imaginative Wiederholung und Übersteigerung zu verarbeiten? Oder öffnen sie un- ausgelebtem Empfindungspotential einen fiktionalen Spielraum? Beides kann möglich sein. Oft metaphorisiert fiktionale Gewaltdarstellung frustrierende Erfahrungen, die nicht immer mit unmittelbarer physischer Gewalt verbunden waren, aber als aggressiver Eingriff empfunden wurden (dazu können auch Erziehungsmaßnahmen gegen Gewalt gehören). Zu den „irrationalen“ Motivationen gewalttätiger Protagonistinnen und Protagonisten (und Identifikationsfiguren) in Romanen und Filmen gehört nicht umsonst der Rache- feldzug zuvor zutiefst verletzter und gedemütigter Menschen. Gewaltdarstel- lungen visualisieren und intensivieren dabei oft das real eher unspektakulär stille Leiden vieler Menschen an der zunehmenden Komplexität eines immer stärker bürokratisierten und reglementierten Alltags. Nicht umsonst erscheint provoziertes „Kontrollverlust“ der Gewaltforschung als eine Erklärung aktueller Gewalt – Gewalt kann demnach als Reaktion auf sich verschärfende Kontrolle wie ein befreiender „Rausch“ wirken. Häufiger wird dieser „Rausch“ virtuell als real „genossen“.

Die naturalistische Metapher des „Ausbruches“ impliziert, dass etwas da sein muss, was in Form physischer Gewalt „ausbrechen“ **kann** (nicht muss). Die- ses „etwas“ wird „Aggression“ genannt, verschiedenartig erklärt und gerne so behandelt, als gehöre es **nicht** zu der Kultur hinzu, die es als Schein-Tabu zugleich verbal aus sich ausgliedert und faktisch beständig doch in sich selbst weiß und spürt. Aggressivität ist eine Eigenschaft, die allem anhaftet, worin diese Aggression sich ausdrückt. Dies muss nicht immer Gewalt sein. Gewalt ist zwar immer aggressiv, aber nicht jede Art der Aggressivität mündet in physische (oder psychische) Gewalt. Wo aber dann die genaue Grenze zwi- schen „aggressiv“ und „nicht aggressiv“ anzusetzen sei, ist unklar: Heute werden Kinder mit Ritalin behandelt, die einmal als „Lausbuben“ oder „Lausemädchen“ breite Sympathie fanden, Menschen unterschiedlicher Kulturen interpretieren unterhalb der Bewusstseinschwelle jeweils andere

Zum Schwerpunkt

Verhaltensweisen unmittelbar physisch als aggressiv – so können Menschen allein aufgrund des von Kultur zu Kultur verschiedenen Maßes für den ‚richtigen‘ körperlichen Abstand bei Gesprächen einander wechselseitig als verstörend und aggressiv empfinden; dasselbe gilt für Ausdrucksstärke oder -schwäche in Stimme, Mimik und Gestik; aus der Position weltabgewandter meditativer Versenkung könnte sogar jede menschliche Handlung insgesamt als „aggressiv“ bezeichnet werden, da sie Wirkungen zeitigt – und seien diese so minimal wie das Klappern von Stricknadeln, das doch als Generalangriff auf ein ruhebedürftiges Subjekt empfunden werden kann (Jean Paul hat darauf eine eindrucksvolle Szene seines Romans *Siebenkäs* aufgebaut). Und auch, wer etwas als „aggressiv“ wahrnimmt, kann dadurch schon wieder seinerseits als „aggressiv“ wahrgenommen werden.

Hinzu kommt, dass sich Gesellschaften auch unterscheiden, sowohl hinsichtlich der Palette von Ausdrucksmitteln (auch ihrer Intensität), mit denen auch Aggression selbst direkt zum Vorschein kommt als auch hinsichtlich der Bereiche, in denen aggressives Verhalten geduldet oder nicht geduldet wird. Die Unterschiede sind bedingt durch Konfession, Kultur, Ideologie und diverse „Sitten“. In einigen Gesellschaften werden bestimmte Verhaltensweisen (wie sprachliche Ausdrücke negativer Emotionen und der Wut) mehr oder weniger akzeptiert. Aggression lässt sich also nur in Bezug auf die jeweilige Kultur interpretieren: Einige soziale, religiöse Gruppen gelten per se als gewaltfrei, andere dagegen als gewalttätig und streitsüchtig. Auch in unseren westlichen, „die angestrebte Friedlichkeit pflegenden“ Gesellschaften wird Aggressivität unterschiedlich empfunden: Im Allgemeinen wird sie (oft deklarativ) verpönt, aber es gibt bestimmte Tätigkeitsbereiche, in denen eine bestimmte „Dosis“ Aggressivität nicht nur geduldet, sondern sogar erwünscht wird. Sie gilt auf jeden Fall als ein wichtiger Bestandteil der meisten Sportarten, ohne die entsprechender Erfolg gar nicht erreicht werden könnte. Auch unser Alltag ist nicht aggressionsfrei, für manche Leute ist das Ausüben ihrer gesellschaftlichen Funktionen, Rollen oder Berufe gar mit einem exklusiven „Recht“ auf Aggression verbunden. Im Unterschied zu der eindeutig negativen Beurteilung der physischen Gewalt (vielleicht abgesehen vom Kampfsport) kann verbale Aggression sogar positiv beurteilt werden. Oft spricht man mit einer gewissen Bewunderung von Menschen, die sich „nicht in die Suppe spucken lassen“, die „eine scharfe Zunge haben“. Ein solcher Kampf mit Worten, schlagfertige, aggressive Reaktionen können sich positiv auf die Wahrnehmung einer solchen Person in der Gruppe auswirken. Auf diesem Mechanismus baut auch der politische Kampf auf. Eine große „Portion“ Aggression wird nicht nur vor unseren Augen ausgelebt, sie wird

Zum Schwerpunkt

inszeniert, weil sie von den Zuschauern erwartet wird. Heftige Diskussionen, oft ein sehr brutaler Kampf mit Worten und um Worte gehört zum Ritual der Machtausübung in einem demokratischen Staat.

Vielleicht ist die Aggression (in einem gewissen Rahmen) eine Antriebskraft, ohne die unser Handeln gar nicht möglich ist? Vielleicht ist sie uns tatsächlich angeboren (was viele psychologische Theorien betonen)? Vielleicht verfügt jeder Mensch über ein aggressives Potential? Welche Anwendung machen wir dann von diesem Potential, wie lernen wir mit ihm umzugehen? Wie können wir es steuern? Ist dann unsere „Toleranz“ der Aggression gegenüber immer größer, obwohl versucht wird, die Gewalt aus unserem Leben auszuschließen? Die polizeiliche Kriminalstatistik mancher Regionen verzeichnet seit Jahren einen konstanten Anstieg von Gewalttaten aller Art. Doch nicht jedes Delikt findet sich in dieser Statistik. Es gibt eine Reihe von Gewaltverhalten, die nicht als Straftaten fungieren, weil sie der gesellschaftlich anerkannten Norm entsprechen. Dieses Phänomen ist nicht neu (die meisten Formen der Gewalt sind seit Jahrhunderten bekannt, Gewalt in der Familie, im Berufsleben), erschreckend ist heute das Ausmaß der Erscheinung. Vermutlich sind wir mit zwei Prozessen konfrontiert: Einerseits wurden alle Faktoren, die die Aggression unterdrücken, geschwächt, andererseits wurde unsere Sensibilität gegenüber der Aggression abgestumpft. So paart sich rhetorische Ablehnung von Gewalt mit ihrer Allgegenwart.

„Aggressivität“ eignet sich als Vorwurf, der sich fast jedem Handeln oder Nicht-Handeln machen lässt (bis hin zu „aggressivem Schweigen“ oder „aggressivem Nicht-Reagieren“). Damit aber erscheint „Aggressivität“ als eine unvermeidliche Eigenschaft potentiell sämtlicher menschlicher Äußerungen und Handlungen, die demzufolge – wie Signifikanten auf ein Signifikat – auf eine von ihr ausgedrückte „Aggression“ verweisen (können). Dass Gewalt in Sprache, Kunst und Medien schon auf thematisch-motivlicher Ebene so allgegenwärtig ist, mag auch damit zusammenhängen: Aggression, Feindseligkeit und Hass sind mögliche Erklärungen an sich arbiträrer Verhaltensweisen – nicht umsonst ist eines der beliebtesten Strukturmodelle des Genres „Horror“ eine analytische Handlung, in deren Verlauf abgründige Boshaftigkeit als innerstes Wesen dunkler Charaktere erscheint. (Verschwörungstheorien leben von diesem Muster auch außerhalb des Bereiches der Fiktion.) „Aggression“ wird dann als Motivationskern menschlichen (oder dämonischen) Handelns zum absoluten Signifikat: Sie ist nicht mehr rückführbar auf weitere Hintergründe, kein nach seiner weiteren Bedeutung befragbarer Signifikant mehr, sondern verweist als ihr eigener Sinn nur noch

Zum Schwerpunkt

auf sich selbst und erklärt sich selbst tautologisch mit sich selbst (in christlicher Zeit gab und gibt es dafür noch die logisch analog als Kontingenzformel funktionierende Figur des „Teufels“).

Aufgrund dieser Einschmelzung der Grunddifferenz aller Zeichensysteme und Sprachen bietet die Darstellung von Aggression eine exklusive Möglichkeit zu medialer, poetologischer bzw. ästhetischer Selbstreflexion: Mit ihr stößt die Zeichensprache auch der Kunst an einen jener an magische Kulte erinnernden Letztbezeichnungspunkte, an denen das Bezeichnete in der Bezeichnung mit anwesend zu sein scheint. Wenn in FLUXUS-Aktionen Künstler Selbstverletzung betreiben oder der Arzt Rainald Götz bei seiner Lesung im Rahmen des Ingeborg-Bachmann-Preises sich selbst die Stirn aufschlitzt, dann ist das (nach genau berechnetem Plan und letztlich ungefährlich) fließende Blut das sich selbst bezeichnende Zeichen gegen sich selbst gerichteter Gewalt. Man mag solche Aktionen nach ihrer Sinnhaftigkeit hinterfragen oder als Reflexionen des Kunstbetriebs und der Kunstform „Skandal“ intellektuell goutieren – keine Hinterfragung, keine Reflexion trifft ihre Ausübung, den unmittelbaren Akt, die Performance. Dieser durchbricht (zumindest der Idee nach) die Reflexionsschleife kultureller Vermitteltheit durch unmittelbare Präsenz. Das macht solche Akte so abstoßend und so faszinierend zugleich.

In Literatur, Theater und Kunst ist Aggression, definiert man sie entsprechend weit, wie in allem menschlichen Tun immer mit anwesend. Häufig als Motiv, immer aber durch die Art der Darstellung. Allein schon der Gebrauch der Sprache, das Benennen von Dingen, die Zuweisung von Bezeichnungen mit all ihren inhärenten Bewertungen und dann wiederum deren Einordnung in syntaktisch-hierarchischen Ordnungsmustern gehorchende Sätze kann als eine Form der Gewalt erscheinen (und wird von manchen Theoretikern so behandelt). Daneben sollen manche Äußerungen auch intentional aggressiv dadurch wirken, dass sie auf bekannte Verletzlichkeiten der Empfänger und Rezipienten zielen – oder jemand vor Dritten herabsetzen sollen. In solchen Fällen lassen sich auch Härtegrade der Aggressivität unterscheiden – eine Stichelei ist etwas anderes als eine Diskreditierung, Spott etwas anderes als hasserfüllte Verfluchung (von physischer Gewalt ganz zu schweigen). Aber auch der Bruch von Stil und Konvention oder die Verfremdung und Ironisierung des als „normal“ Geltenden kann das Publikum (härter oder weniger hart) treffen und provozieren. Nicht umsonst nannte Peter Handke eines seiner sprachexperimentellen Theaterstücke *Publikumsbeschimpfung*. Selbst Kunst, die ganz ohne Provokation auskommt, kann als Akt absichtlich lang-

Zum Schwerpunkt

weiliger Monotonie und damit als Akt der Aggression gegen das Publikum aufgenommen werden. Im Drama schließlich und im Roman leben ganze Textsorten von einer „Spannung“, die nur als Antagonismus zwischen verschiedenen Handlungsträgern möglich ist, welche aufgrund des Gegeneinanders, in das sie zueinander gesetzt werden, als einander gegenüber aggressiv erscheinen – wobei der Leser nur durch Identifikation mit einer der beiden Hälften des aggressiven Gegeneinanders jene Spannung zu erleben vermag, deren handlungstektonischer Aufbau wiederum einen Akt künstlerischer Aggression gegen das Bedürfnis des Lesers nach schneller Klärung darstellt (man denke nur an retardierende Momente und den Handlungsabbruch im spannendsten Moment der einzelnen Folgen von Fortsetzungsromanen oder auch Fernsehserien). Leser und Zuschauer zahlen gerne dafür, dass ihnen diese Art der Gewalt angetan wird. Doch vermögen Kunstwerke dadurch auch Aggressionen auszulösen, die in Gewalt gegen Kunst oder Künstler umschlagen können.

Die Kunst will mit Aggression provozieren und zum Nachdenken auch über die uns umgebende Gewalt zwingen. Aber wenn vielleicht Aggression nicht als Schein-Tabu betrachtet würde, könnten wir auch direkt fragen, ob die Aggression tatsächlich immer negativ zu bewerten ist. Manchmal stellt sie die einzige Möglichkeit dar zu überleben. (Aggression als Reaktion auf einen aggressiven Akt, einen Angriff – Selbstverteidigung, aber wie sind ihre Grenzen zu bestimmen?) Manchmal gilt sie als ein Hilferuf, eine Demonstration der Frustration, der Verlorenheit in der heutigen komplizierten und rücksichtslosen Welt. Sie kann auch als ein verzweifelter Ruf nach Aufmerksamkeit, nach psychischem Kontakt angesehen werden. Diesen Ruf nicht wahrzunehmen bzw. zu ignorieren ist besonders gefährlich – die Aggression wird dann zu einer Form der Vergeltung und kann sich zu der einzigen Verhaltensstrategie eines Menschen entwickeln.

Dies alles ist weder neu noch ungewöhnlich und wird brisant erst in einer Zeit, die Aggression als Schein-Tabu in sich zum vielfach thematisierten Nicht-Thema verhärtet, indem sie sie aus sich auszuschließen behauptet, ohne dies tatsächlich zu tun (oder auch nur zu können). Man verwandelt Gewalt in Kultur („Sublimation“ nannte dies Freud im Falle der Sexualität) und prügelt sich nun nicht mehr einfach, sondern erhöht dies zum reflektiert inszenierten Kunstwerk im SM-Club und betont ansonsten seine geläuterte Aggressionsfreiheit. Oder schaut Video und liest Horror und lebt scheinbar friedlich, ja unterwürfig mit Gewaltbildern im Kopf, wie sie in dieser Brutalität kaum eine andere Zeit kannte. Nicht umsonst behandelt die große Mehr-

Zum Schwerpunkt

heit der zu unserer Ausschreibung zum Schwerpunktthema „Aggressivität“ eingegangenen Beiträge Texte der Gegenwartsliteratur mit deutlichem Bezug zur latenten Aggressivität der gegenwärtigen Gesellschaft. Die Aggressivität der Literatur erscheint dabei als bewusster und bewusstmachender Spiegel einer Gesellschaft, die vor sich selbst eine friedliche sein will und ihre Aggressivität in die virtuelle Welt der Medien und die fiktionale Welt von Kunst und Literatur hinausprojiziert, als bildeten diese ein kunstautonom abgesondertes „Außerhalb“ der Gesellschaft, in dem Aggression virtuell und folgenlos ausgelebt werden kann. Doch befinden sich Kunst und Medien **nicht** außerhalb ihrer Zeit und Kultur, sondern **innerhalb** derselben, verweisen auf diese zurück und sind in schwer kontrollierbaren Rückkopplungsschleifen untrennbar mit ihnen verbunden. Die im Ästhetischen stattfindende Verwandlung der Gewalt in ein aller Reflektierbarkeit entzogenes absolutes Signifikat schägt auf die Gesellschaft zurück, indem dies bedürftige Rezipienten dazu verleitet, medial oder künstlerisch vermittelte Evokationen gesellschaftsfreier Unvermitteltheit von Gewalt innergesellschaftlich als wirkungsvolle Befreiung von jeglicher Entfremdung zu wiederholen. Berühmt gewordene Flugblätter der Happening-Künstler der Kommune 1 reflektierten 1967 die medial vermittelte Gewalt des Vietnam-Krieges mit der fiktional provozierenden Forderung nach brennenden Kaufhäusern, in denen westlichen Konsumenten wie in den von Napalm entzündeten vietnamesischen Wäldern das Gefühl erleben können sollten, zu verbrennen. Diese ästhetische Provokation wurde tatsachenrealistisch referentialisiert von einer kleinen Gruppe, die mit einem dann realen Kaufhausanschlag die Keimzelle der späteren RAF bildete. Osama bin Laden hat sich beim Terroranschlag von „nine eleven“ (einem beliebten Thema der jüngsten Kultur- und Literaturwissenschaft) an Hollywoodfilmen orientiert – nicht umsonst gibt es Kulturkritiker, die „nine eleven“ als zynisches Kunstwerk bezeichnen und analysieren. Tatsächlich war dieser nur symbolpolitisch, nicht aber militärisch sinnhafte Akt auf Rezeption durch die weltweite Mediengemeinde angelegt und nicht als Anschlag gezielt gegen die konkret betroffenen Opfer. Diese mussten sterben um des Spektakelwertes willen, als Individuen waren sie austauschbar. Auch Ästhetik kann mörderisch sein (Amokläufer inszenieren ihr finales Tun gerne als Kunstwerk für die kurze Ewigkeit des Internets). Doch ist dies nicht der Kunst zuzuschreiben, sondern einer Gesellschaft, die mit Aggression umzugehen verlernt hat und sie lieber durch Pseudo-Tabuisierung in ein sie angeblich nicht betreffendes „Außerhalb“ auslagert, als sich ihr als einem Bestandteil ihrer selbst zuzuwenden. Deshalb muss jedes reale Auftreten von Gewalt als irrationaler Angriff aus diesem „Außer-

Zum Schwerpunkt

halb“ erscheinen – mit der fatalen Folge, dass sie, ästhetisch übersteigert und von den Medien zu ‚erhabener‘ Katastrophalität gesteigert, als gegenkulturelles Zaubermittel verlockend auf Frustrierte wirken kann. Wo Aggression nicht mehr sein darf, kommt sie (wie einst die Sexualität) dialektisch durch die Hintertür in massiv verstärkter Form. Einen kleinen Beitrag zur Betrachtung dieser komplexen Zusammenhänge möchte das diesjährige Schwerpunktthema leisten.

*Jürgen Joachimsthaler
Beata Mikotajczyk*